Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 16

Artikel: Englischlernen eine Kunst
Autor: Gimmi, Vre
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670022

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dorf mit dem wunderbar funkelnden Kirchturm spazierte ich später noch oft, nur nicht mehr auf unbekannten Zickzackwagen im Wald. Und wie ein Traumbild begleitet mich noch immer die Vision von der grenzenlosen, unbekannten Welt hinter dem grossen Wald, die sich mir an jenem Maientag zum erstenmal offenbarte. Die Städte mit den goldenen Türmen und Kuppeln, das sagenhafte Aegypten, das Rote Meer und das Kap der Guten Hoffnung aber lagen nun hinter noch ferneren Horizonten . . .

Vre Gimmi

ENGLISCHLERNEN EINE KUNST

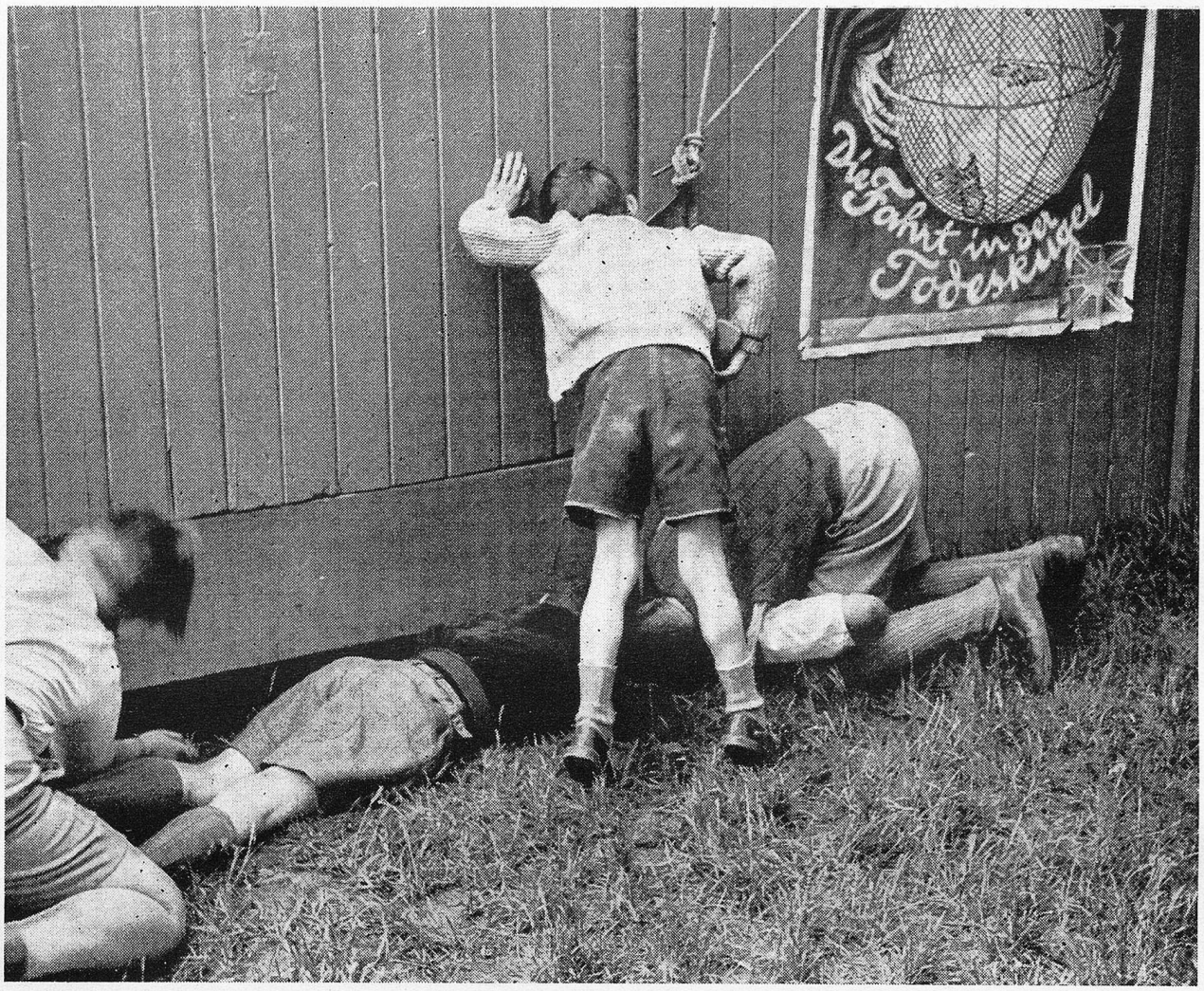
Victoria-Station, 7 Uhr p. m. — Londoner Nebel, klebrig und feucht. Die Anschrift «Cafeteria» in Leuchtbuchstaben erinnerte mich traulich an den europäischen Kontinent, den ich verlassen hatte. Allerdings nur, bis ich eingetreten war. Selbstbedienung, stehendes Kaffeetrinken; kein Gelächter und unbeschwertes Geplauder, dafür Nebel selbst im Lokal, Regenmäntel, graue Kleidung — all das mutete mich seltsam und fremd an, wahrscheinlich sehr englisch. Und das Getränk selber belehrte mich über den Grund, warum die Engländer lieber Tee trinken.

Da war ich nun: eine der vielen, die auszogen und ausziehen, die englische Sprache zu lernen. Denn die Zeiten haben sich geändert, nicht wahr? Heute sind es in der Mehrzahl nicht mehr fahrende Ritter, sondern fahrende Ritterinnen, die ausziehen . . . nicht mehr, um Riesen und Drachen zu besiegen, sondern die Tücken der englischen Grammatik und der englischen Aussprache; und ihre Waffen heissen nicht mehr Lanze und Schwert, sondern Besen, Putzlappen, mehr oder weniger gute Kochkenntnisse (ein Glück, dass die Engländer in dieser Hinsicht keineswegs, aber wirklich keineswegs, verwöhnt sind) und last not least Kinderliebe.

Man hatte mir erklärt, das Fremde nicht tragisch zu nehmen; man hatte mich darauf aufmerksam gemacht, dass England eine sich mittelalterlich gebärdende Insel mit modernem Vorzeichen sei, während ich von einem Festland komme, das sich fürchterlich modern gebärde und dabei seine mittelalterliche Grundhaltung keinen Augenblick verleugnen könne. Man hatte mir versichert, sobald ich einmal Englisch könne, werde ich . . . Sobald ich einmal Englisch könne! Nun ja, im Augenblick konnte ich noch kein Wort. Aber das entmutigt mich zunächst durchaus nicht. Hatte ich doch eine Stelle bei einer «gut schweizerischen» Familie in Aussicht, und diese hatte mir ausdrücklich zugesichert, dass ich genügend freie Zeit haben werde, um nebenbei eine Sprachschule zu besuchen.

Mit grösster Zuversicht packte ich die Arbeit an, musste aber bald feststellen, dass ein Versprechen ein Versprechen und noch lange keine Tatsache ist. Die freie Zeit entschwand mir einfach, unfassbar wohin. Zwei Monate lang suchte ich nach einer Abendschule, die nach zehn Uhr abends ihre Pforten öffnen würde, denn bis dahin hatte ich meinem «Job» abzuliegen, welcher in erster Linie darin bestand, mit den beiden Kindern ausschliesslich «Schwyzerdütsch» zu sprechen. «Damit sie die Sprache ihrer Heimat von Kindsbeinen an lernen.» Nun, damit war sicher ein hochpatriotisches und hochehrbares Begehren — nur lernte ich dabei «Mi tunders Türi» und «E dr tuusig Gotts wiuwe» und noch viele weitere Schönheiten des Berndeutschen bedeutend rascher und gründlicher, als auch nur «shocking» und «lucky me»!

Was blieb mir übrig, als mich nach einer andern Arbeit umzusehen. Durch Zufall lernte ich einen «Pub»-Besitzer kennen und dieser Gentleman willigte ein, mich nachmittags jeweilen für ein paar Stunden als Serviertochter zu beschäftigen. «Oh lucky me! . . .» und wie erst, als ich nach langem, langem Suchen sogar ein nettes Zimmer in der Nähe des Picadilly-Circus fand: ein Zimmer mit erschwinglichem Mietpreis. Wie schön stellte ich mir bereits alles vor: Die Morgenstunden «after breakfast» mich im Polytechnikum dem Sprachstudium zu widmen; «just as student». Und mein Traum von einem Zimmerchen: Kamin, Plüschsofa und Kerzenhalter. Ein



Zaungäste beim Zirkus *Photo H. P. Roth*

Traum, wirklich . . . denn bewohnen sollte ich es leider nie. Die Londoner Abart unserer schweizerischen Mieterkontrolle vorenthielt mir standhaft und höflich die Wohnbewilligung. Die Ablehnung war höflich, habe ich erwähnt; ich hätte genauer definieren sollen: Die Ablehnung war englisch-höflich, das heisst moralischer Natur. Man erklärte mir also liebevoll, väterlich und energisch, dass ich mich als «young girl» in England zunächst — das heisst vier Jahre lang — nur im engsten Kontrollschosse einer guten Familie aufhalten dürfe. Doch ist dieses Gesetz in Tat und Wahrheit wohl weit weniger zur Kontrolle der Tugendhaftigkeit der zugereisten Ausländerinnen erlassen worden, als vielmehr . . . weil «good old England» entschieden Mangel an Hauspersonal leidet. Und eine gute englische Familie ohne den obligaten Hausgeist . . . nun, wenn etwas «shocking» sein kann, dann ist es dies! Wenigstens lernte ich auf diese Art immerhin die tiefere Bedeutung von «keep smiling».

So keepte ich also smiling und suchte wieder nach einem Arbeitsort mit Kost und Logis. Und ich Törin glaubte zu guter Letzt doch noch Glück im Unglück gehabt zu haben, als ich schliesslich nach langem Hin und Her eine Stelle als Servier-

tochter in einer der nobelsten Londoner Schulen antreten durfte. Nun würde ich ja wohl endlich die englische Sprache lernen! Aber weit gefehlt. Bald genug wurde mir klar, dass in diesem Knabeninstitut die jüngsten und vielversprechendsten Vertreter des englischen Snobismus erzogen wurden, denen der würdige Herr Rektor in seinem allmorgendlichen «speech» über «good behaviour» als stereotypen Schlussatz eintrichterte: «Das Sprechen mit dem Dienstpersonal ist eines angehenden Gentleman's» unwürdig und strikte untersagt.» Und was dieses Dienstpersonal betraf: alles Deutsche. Immerhin, da sie zumeist aus Hamburg und der weiteren Umgebung der Reeperbahn stammten, wenigstens in bezug auf Sprechschnelligkeit eine Abwechslung nach den eingehenden Studien in urchigem Bärndütsch. «Na watt denn» und «Eselskopp» und «kirre» wurden mir so geläufig wie die Anekdoten um «Grossvadder Puhvogel het seggt . . . » — nur mit dem Englischen ging's nicht voran. Und während sich meine deutsche Sprache solcherweise verfeinerte und bereicherte, schien mir der eigentliche Zweck, um dessentwillen ich nach England gekommen war, allmählich schon so unerreichbar, dass ich nur noch mit stiller Resignation an ihn dachte.

Aber dennoch: Eines schönen Tages packte ich entschlossen erneut die Koffer, suchte und suchte und . . . fand. Was ich fand? Und mit Erlaubnis der hohen und moralischen Behörde fand? Eine Anstellung in einem Spital. Und in diesem Spital war, abgesehen davon, dass alle Angestellten einem Verband angeschlossen waren, der für die Einhaltung der 48-Stunden-Arbeitswoche sowie für geregelte Lohnverhältnisse sorgte, das Sprechen mit den Patienten nicht verboten. Nur dass . . . die Patienten meiner Abteilung fast ausschliesslich Italiener waren!» O bella Italia — dolce far niente» und endlich «quanto costa un biglietto per la Svizzera?»

Denn wenn ich morgen in die Schweiz zurückfahre, geschieht es in der festen, bestimmten Absicht, dort einen nüchternen Englischkurs zu absolvieren. «Keep smiling.» Das wenigstens habe ich bei meinem Englandaufenthalt gelernt, und deshalb lasse ich England durchaus hochleben. Trotz allem. Und so ist dieser kleine Bericht auch keineswegs als Warnung für Schicksalsgenossinnen geschrieben, sondern als Trost. Gehen Sie ruhig hinüber, nur seien Sie sich klar darüber: «To learn or not to learn English, that's the question».

Richard Gerlach

EIN WOHLWOLLENDER MENSCH

Die Fähigkeit, sich mit anderen freuen zu können, die Bereitwilligkeit, ihnen alles Gute zu wünschen und nett und gefällig zu sein, ist den meisten Menschen eigentümlich. Nur kommen nicht alle immer dazu, ihr freundliches Herz auch zu zeigen. Denn das Leben stösst sie herum, und so stossen sie zurück, um im Gedränge vorwärts zu eilen. Sie haben zu wenig Zeit füreinander.

Ein wohlwollender Mensch — versuchen wir einmal, sein Idealbild zu entwerfen — wäre frei von Neid. Er gönnt den Mitmenschen auch etwas und sucht sie nach seinen Kräften zu fördern, und wenn es nur dadurch wäre, dass er ihnen sein Ohr leiht und ihnen ein ermunterndes Wort mit auf den Weg gibt. Dazu gehört eine gewisse Weltoffenheit, ein Fernsein von Hass und Vorurteil, eine Aufmerksamkeit auf die kleinen, liebenswürdigen Züge, die selbst der Polternde und Täppische nicht ganz verleugnet.

Ein übelwollender Mensch — versuchen wir, auch ihn zu porträtieren — wäre einer, der nicht zaudert, anderen Schaden zuzufügen, der sie misshandelt, hintergeht, anschwärzt, seine schlechte Laune an ihnen auslässt und durch Wort und Gebärde zu verstehen gibt, dass er sie missachtet, dass sie seinetwegen gar nicht vorhanden zu sein brauchten, und dass er für sie keinen Finger rühren werde. Die anderen, so meint er, hindern ihn nur daran, bessere Geschäfte zu machen und grösseren Erfolg zu haben.

Man wird einwenden, der ideale, wohlwollende Mensch wäre so selten wie die Güte selbst. Wer im Alltag tätig sei, der müsse mit den Nichtsnutzen und Gewissensstumpfen rechnen, wenn er nicht hereinfallen wolle. Allzuviel Wohlwollen und Gutmütigkeit sei häufig Dummheit, und man fahre besser, wenn man zuerst vor allen Dingen an sich selbst denke.

Hierzu lässt sich sagen, dass man von Strebern, Profitgierigen, Salzsäulen und Klötzen kein Wohlwollen erwarten darf, dass aber auch in der Seele der Hartgesottenen oft noch ein milderes Eckchen